

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 44

**Artikel:** Die Wildbachkatastrophe im Rhonetal

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647289>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Es ist tatsächlich so, wie die alte Dame sagte. Ich war jedoch froh, als mich das Tageslicht wieder empfing, hatte ich doch ein Reise-Erlebnis hinter mir, das an Grauenhaftigkeit nicht zu überbieten ist und das ich zitlebens nicht vergessen werde.

### Sie ruhen aus . . .

(Ein Bild aus deutschem Leben.)

Von Jenny Rizhaupt.

Herbstlaub, fallende Blätter, scheidende Sonne!

Im raschelnden Laub schreiten die Füße des Wanderers, der den Friedhof betritt. Um ihn weht feierliche Stille! Die Stätte der Toten liegt so friedlich vor ihm.

Im Vorwärtsschreiten hält er plötzlich inne und bleibt in Sinnen stehen vor einer Reihe neuer Gräber, die vor ihm liegt, einzeln, in Reihen und verstreut. Schmucklos liegen sie noch da, noch nicht lange können die stillen Schläfer unter ihnen ruhen.

Wie viele wieder, die dahin gegangen sind, aus dem Leben in die Ewigkeit!

Da tritt lautlos ein Mann zu ihm heran, es ist der alte Totengräber, der eben wieder ein neues Grab geschaufelt hat.

„Ja, ja“, sagt er leise und seine Stimme hat einen schweren, traurigen Klang, „es werden ihrer täglich mehr!“

„So viel habe ich früher nicht zu tun gehabt! Aber jetzt, Herr, sind es ihrer täglich eine Menge! Meist sind es alte Leute, die verhungert sind, auch solche, die ihrem Leben selbst ein Ende gemacht haben, weil sie nicht mehr wußten, wie sie weiter leben sollten. Sie haben den Gasbahn aufgedreht oder sind ins Wasser gegangen, es ist furchterlich. Und wie schwer muß den Alten dieser Entschluß geworden sein, die schon mit einem Fuße in der Ewigkeit standen, denn der Himmel will keine Selbstmörder. Dazu gehört Mut, viel Mut, glauben Sie mir.“

Dann ging er weiter, in langsamem, schlurigen Schritten, und der einsame Wanderer blieb stehen und ließ seine Blicke voll tiefen Mitgefühls über die schmucklosen Gräber gleiten.

Wie viel Leid unter ihnen schlief, wie viel qualvolles Leid!

O ja, das mußte bitter schwer sein, sich das Leben zu nehmen, wenn man der Ewigkeit schon so nahe stand! Das war keine Freiheit, gewiß nicht, er dachte wie der Totengräber, daß zu so einer Tat großer Mut gehöre. Und wie möchten die alten Hände in Verzweiflung gezittert haben!

Arme, liebe, alte Leute Ihr!

Gott wird Euch Eure Sünde vergeben, das ist gewiß! Denn Not und Verzweiflung trieben Euch dazu, Eure alten Schultern waren zu schwach für die Lasten, die man Euch auferlegte.

In dem Herzen des einsamen Wanderers stieg ein inniges Bitterunser für die alten Menschen empor, die unter den Hügeln ausruhten von ihrer Qual.

### Das preisgekrönte Bild.

Der Maler stand vor seiner Staffelei. Eine Landschaft grünte unter seinem Pinsel auf. Er wußte es, hatte es immer gesagt: Ancho io sono pittore! Auch er war ein Maler! Aber das Publikum wollte es nicht begreifen. Und die Ausstellungskomitees, die Kunstkommissionen, die Preisjurys reagierten nicht. Und doch, sollte es diesmal nicht gelingen? Das werdende Bild war voll diskreter Schönheit — weiche Linien, zarte Nuancen. Wenn jemals ein Verdienst nach Gebühr belohnt würde, dann hing sein Bild nächstens preisgekrönt in der Ausstellungshalle. Wenn nicht, das schwur er sich, zerkleinerte er die Palette zu Anfeuerholz und stürzte sich wieder in den Architektenberuf, mit dem er begonnen hatte und in dem es sich schließlich auch leben ließ.

Er war fast fertig mit dem Bild, erfuhr aber eine Ablenkung durch ein entsetzliches Gelärm an der offenstehenden Zimmertür. Sein hoffnungsvoller Sprößling Max schleppte die Käze über den Flur, die sich unter wildem Fauchen und rabiarem Geschrei um die Freigabe ihres Schwanzes bemühte. Der Papa mußte, um die Distanzen wieder herzustellen, kräftig mit dem Malstock dreinfahren. Da kam auch noch die Gattin herzu, eine entfaltete Depesche in der Hand. Hastig griff er nach dem Papier. Die Meldung besagte, daß der Cousin X. in Dingsda — das war weit jenseits der Landesgrenze — im Sterben liege und ihn, den Malervetter, noch einmal zu sehen wünsche. Ja, zum Henker — in diesem Fall mußte er natürlich gehen. Unwillkürlich senkte er den Pinsel und überschautete mit prüfendem Blick noch einmal seine Landschaft.

„Gut“, meinte er zu seiner Frau, „lassen wir's, wie es ist. Morgen packst du es ein und schickst es ab. Der Bette darf nicht warten, zumal er doch am Ende keine Zeit hat, versteht du?“

Die liebe Gattin verstand ihn ausgezeichnet. Der Cousin war nicht ohne irdische Habe; der Besuch durfte unter keinen Umständen versäumt werden. Somit nahm sie das Bild unter ihre Obhut und der Gemahl reiste mit dem nächsten Schnellzug ab.

Er wurde draußen recht lange festgehalten. Nach dem Tode des braven Betters galt es, dessen Hinterlassenschaft zu sichten, das Soll und Haben reinlich zu scheiden. Im Maße wie diese Bemühungen ihren Fortgang nahmen, schmolz das Haben immer mehr zusammen, während das Soll sich immer mehr aufrundete, so daß nach dem Verkauf der Fahrhabe, der letzten Kuh und der letzten Spedeseite im Rauchfang, für das halbe Dutzend Erben nur noch soviel übrig blieb, daß sie mit einem Billet dritter Klasse wieder heimreisen konnten.

Schweren Herzens pilgerte der Maler vom Bahnhofe nach Hause. Vor seiner Gartenpforte kam der Briefträger über die Straße, der ihm einige Korrespondenzen aushändigte. Da — war ein Schreiben der Ausstellungskommission! Mit nervöser Hand erbrach er das Kouver. Mit gierigen Augen verschlang er den Inhalt. Was! Wirklich! Seine Stirn entrunzelte sich. Ein Lächeln stahl sich in seinen Blick.

Mit raschem Schritt trippelte jetzt sein Frauchen dahin. Aus dem Fenster blickend hatte es ihn an der Pforte erblickt.

Nach dem Willkommensgruß, den ein heißer Kuß besiegelte, hatte die Gemahlin ein Geständnis zu machen.

„Aber gelt, du bist nicht böse“, stammelte sie, „und schlägst den Maxle diesmal nicht — ich habe ja eigentlich die Schuld, weil ich nicht aufpaßte. Jetzt werden sie dein Bild nicht genommen haben — nun ja, ich habe es geschickt, aber vorher, siehst du, hatte sich der Junge ins Atelier geschlichen, erwischte dort einen Pinsel und kleidet mit Violettblau über dein ganzes Bild. Ich war sozusagen in Todesnöten —“

Sie schmiegte sich an ihn und er sah ihr mit merkwürdigen Gefühlen in die bittenden Augen.

„Der Schlingel“, fügte sie hinzu, „behauptete noch, daß dein Bild dadurch viel schöner geworden wär!“

„Ja“, versetzte er endlich, „das scheint ja wohl auch die Meinung der Kunstkommission zu sein, denn sie hat meine Landschaft mit einem Preis bedacht und verkauft ist das Ding auch schon!“

H. Thurow.

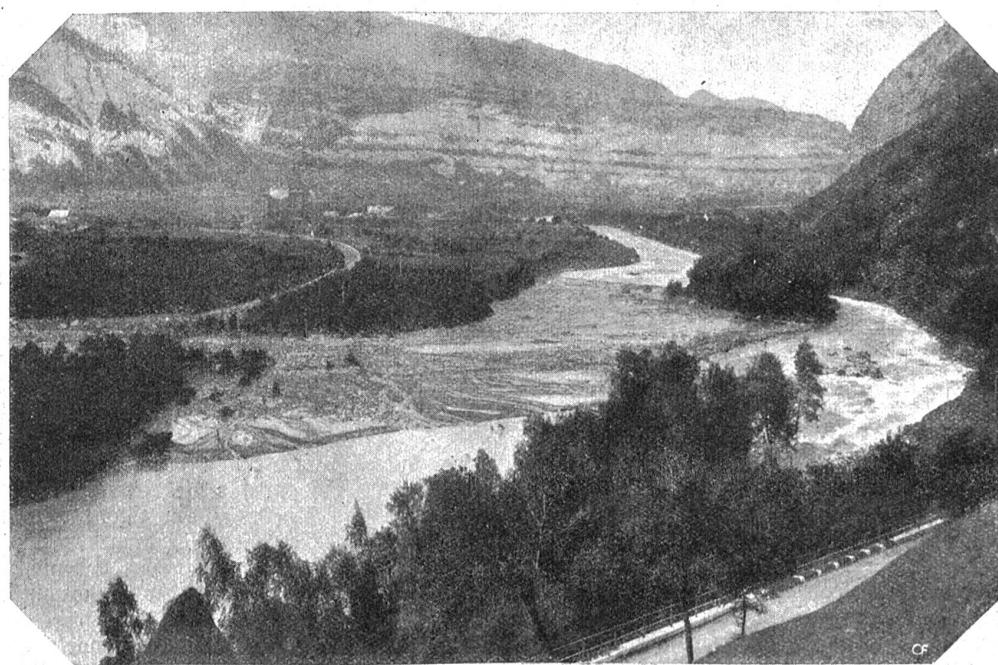
### Die Wildbachkatastrophe im Rhonetal.

Oberhalb St. Maurice gegenüber von Laven mündet, vom Plan Névé-Gletscher am Dent du Midi heruntersteigend, der Wildbach Saint-Barthélemy in die Rhone. Am 26. September lebhaft brach dieser Wildbach

plötzlich mit elementarer Kraft aus, riesige Massen Geschiebe und Schlamm mit sich führend, die die Talstraße und das Gleise der Simplon-Linie hoch überdeckten, so daß der Verkehr gänzlich unterbrochen wurde. Das war im frühen Nachmittag. Am gleichen Tage abends 9 Uhr geschah ein neuer Ausbruch, der die Brücke wegriss und einen Hilfszug mit elektrischer Lokomotive und zwei Wagen erfaßte, so daß sie im Schlamme stecken blieben. Das Bett der Rhone war inzwischen mit Schutt und Geschiebe so hoch gefüllt worden, daß der Fluß sich auf der Seite gegen das Bad Lavey ein neues Bett suchen mußte. Es erfaßte die rechtsufrige Straße nach Morcles und bedeckte sie hoch mit seinem Wasser; ein Gebäude des Badetablissemens wurde dabei mitgerissen und zerstört.

Die Ausbrüche des Wildbaches haben sich inzwischen wiederholt. Man nimmt an, daß Lawinenstürze in Verbindung mit starken Niederschlägen die Ursache der katastrophalen Naturerscheinung sind.

Das Hilfswerk hat natürlich sofort mit ganzer Energie eingesezt, galt es doch, für die internationalen Züge, die durch den Lötschberg umgeleitet werden mußten, die Linie wieder frei zu bekommen. Dieses Ziel wurde nach einigen Tagen angestrengter Arbeit von aufgebotenen Sappeurs erreicht. Aber noch drohen die Gefahren neuer Schlammfluten und braucht es monatelanger Aufräumungs- und Ausbesserungsarbeiten, um den angerichteten Schaden einigermaßen zu tilgen. Millionen werden verbaut werden müssen, um der Rhone ihr altes Bett wieder herzustellen und vor den Tüden des Saint-Barthélemy — der so ganz kein Heiliger ist — zu sichern.



Anblick der infolge des Bergsturzes verursachten Verwüstungen im Rhonetal bei St. Maurice.

zu ändern: die Einwanderungsbeschränkungen und die Einfuhrzölle aufzuheben. Darum hat Coolidge gleich nach Bekanntwerden der Kundgebung sich ablehnend geäußert: Amerika werde da nie mitmachen.

Man bekommt nachgerade den Eindruck, daß Amerika der große Hemmschuh für die europäischen Konsolidierungsbestrebungen, den wirtschaftlichen wie den politischen, geworden ist. Wer die Rolle des Geldes im Weltgeschehen bedenkt, begreift das einigermaßen. „Das Geld regiert die Welt.“ In Amerika ist die Hauptmasse des Weltkapitals aufgehäuft. Einige wenige Geldmagnaten haben das Verfügungssrecht über diese Masse in der Hand. Wenn aber auf der Weltkugel eine große wirtschaftliche und politische Umstellung inszeniert werden soll, so braucht es dieses Kapitals und folglich der Zustimmung der Amerikaner.

Ein Beispiel dafür ist die große französisch-deutsche Versöhnungskktion, die in Thoiry von Briand und Stresemann begonnen wurde. Sie steht heute sozusagen still. Warum? Es paßt den Amerikanern nicht, daß sich die Deutschen und Franzosen miteinander verbinden. Das könnte nur die Bande der europäischen Abhängigkeit von Amerika lockern. Und Amerika hat es auch diesmal leicht und kann mit einer einzigen ablehnenden Geste den schönen Versöhnungsplan zunichte machen. In Thoiry bot eben Stresemann als Pfand für die gewünschte vorzeitige Räumung der Rheingrenze und des Saargebietes die deutschen Eisenbahnaktien an, die Amerika hätte kreditieren sollen. Das will aber just Amerika nicht tun, und so wird der Plan in seinem besten Teile zu Wasser werden. Nichtsdestoweniger werden die Franzosen und Deutschen die Besprechungen weiterführen. Denn die Notwendigkeit des Zusammengehens bleibt nach wie vor bestehen. Es gilt heute, eine neue Verhandlungsbasis zu finden.

Senator de Jouvenel schlug im „Matin“ vor, die Deutschen sollten ihren Verzicht auf die Korrektur der Ostgrenze (Danziger Korridor und Schlesien) und auf den Anschluß Österreichs aussprechen. Der Widerhall in den Berliner Blättern klang stark negativ: Nie und nimmer werde Deutschland das tun, denn diese Punkte seien ja gerade die Hoffnungen, die Locarno den Deutschen gebracht habe. Gereizt geben die Boulevardblätter zurück: Einstweilen gilt noch der Vertrag von Versailles, an dem hat Locarno nichts geändert, und darin ist die Ostgrenzen-

## Aus der politischen Woche.

Die Kundgebung der 200 Wirtschaftsführer, von der wir in letzter Nummer die Richtlinien gezeichnet haben, stellt sich als ein Bekenntnis der europäischen Wirtschaften zur Freiwirtschaft heraus. Aber ob die Idee zu verwirklichen ist, das ist eben die Frage. Von Amerika aus wird deutlich abgewunken. Begreiflich. Denn Amerika hat Hochkonjunktur und dies nicht zum wenigsten wegen der wirtschaftlichen Zerfahrenheit Europas und der daraus resultierenden Abhängigkeit von Amerika. Das, was die 200 Wirtschaftsführer für Europa anstreben, das besitzen die Amerikaner allbereits, und sie genießen seit bald 100 Jahren die Früchte aus dieser Tatsache. Sie haben ein einheitliches Wirtschaftsgebiet mit einer konsumtäglichen Bevölkerung von 120 Millionen Menschen, die keine schitanischen Hemmungen des Wirtschaftslebens, von Staat oder Konventionalismus auferlegt, zu überwinden haben, um aufwärts zu kommen. Die Amerikaner sind zu materieller, rechnerischer Einstellung zum Leben erzogen, und darum ist es für sie selbstverständlich, daß sie an ihrer äußeren Grenze — innere gibt es in ihrem Lande nicht — alle Vorkehren treffen, um die unerwünschte Konkurrenz — seien es Menschen oder Waren — fernzuhalten. Da es ihnen, dem rohstoffreichsten Volke der Welt, so gut geht, so denken sie nicht daran, den Zustand